

HELMUT SCHMIEDT

Literaturbericht

»Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust«: Die meisten Menschen kennen Lebenssituationen, in denen sie den ›Faust‹-Spruch aus vollem Herzen bestätigen könnten. Für den Verfasser dieser Zeilen ergibt sich die entsprechende Empfindung regelmäßig im Spätherbst eines jeden Jahres, wenn er damit beginnt, die Materialien für den Literaturbericht des nächsten Jahrbuchs der Karl-May-Gesellschaft (KMG) zu sichten. Da türmen sich ganze Papierberge auf, und es ist nicht einfach, die richtige Einstellung zu gewinnen: Einerseits ist es ein wunderbares Indiz für die Fortschritte im Bemühen um das Ansehen unseres Autors, dass er auf diesem Gebiet derart präsent ist; andererseits bringt dieser Umstand für den, der das alles auch nur halbwegs angemessen würdigen will, einen gewaltigen Arbeitsaufwand mit sich, auf den man sich nicht immer freut – zumal wenn man diese Tätigkeit seit mehr als drei Jahrzehnten ausübt. Mit klammheimlicher Sehnsucht denkt der Literaturberichtersteller manchmal an das Jahr 1986: Da entfiel der Literaturbericht einmal, weil es mangels Masse nichts zu berichten gab! So etwas erscheint heute undenkbar, im letztjährigen Literaturbericht etwa wurden nicht weniger als 49 Publikationen vorgestellt.

Natürlich spielte da das Gedenkjahr 2012 eine besondere Rolle, denn Jubiläen um prominente Persönlichkeiten rufen stets Veröffentlichungen in großer Zahl hervor. Die Erwartung freilich, anschließend würde es deutlich weniger werden, hat getrogen: Die Zahl aus dem Vorjahr wird zwar diesmal nicht erreicht, aber der besagte Papierberg liegt doch wieder vor. Zu einem sehr kleinen Teil liegt das auch daran, dass ein Jahr nach der hundertsten Wiederkehr von Mays Todesjahr und der fünfzigsten der Verfilmung des ›Schatz im Silbersee‹, des ersten Streifens der außerordentlich erfolgreichen Karl-May-Filmwelle der 1960er-Jahre, wiederum ein Jubiläum zu feiern war, in gewissem Sinne sogar ein doppeltes: 1913 wurden – unter etwas anderem Namen – der Karl-May-Verlag (KMV) und die mit ihm zunächst eng verbundene Karl-May-Stiftung gegründet.

Der KMV hat aus diesem Anlass eine Festschrift veröffentlicht,¹ ganz so, wie er das auch schon zu seinem 25., 50. und 75. Geburtstag getan hat. Anders als in den früheren Fällen geht es in dem hochfor-

matigen Buch diesmal um eine detaillierte Aufarbeitung der Verlagsgeschichte: Mit Hilfe zahlloser Dokumente zeichnet Jürgen Seul auf rund 150 Seiten nach, welche Entwicklung diesem Unternehmen beschieden war, das sich seit langer Zeit in Familienbesitz befindet und dadurch auszeichnet, dass es fast vollständig auf die Publikationen eines einzigen Schriftstellers setzt – ein in der internationalen Verlagsgeschichte wohl einzig dastehendes Phänomen, wenn man von Kleinstunternehmen absieht, mit denen weniger bekannte Autoren ihre eigenen Werke höchstpersönlich zugänglich machen wollen.

Man hat gelegentlich bemerkt, dass Karl Mays Leben zwar völlig anders, aber letztlich nicht weniger abwechslungsreich und abenteuerlich verlaufen ist als das seiner literarischen Helden, und etwas Ähnliches könnte man über die Historie des KMV sagen. Als er von Mays bisherigem Hauptverleger Friedrich Ernst Fehsenfeld, seiner Witwe Klara und Euchar Albrecht Schmid gegründet wurde, stand es schlecht um Mays öffentliches Ansehen und den Absatz seiner Bücher; auch waren die Beziehungen zwischen dem kommerziell ausgerichteten Verlag und der mit ihm eng verbundenen, aber karitativ orientierten Stiftung den amtlichen Stellen erst einmal suspekt. Später entwickelte sich daraus eine gigantische Erfolgsgeschichte, aber es gab auch immer wieder Phasen, in denen es bedrohlich aussah und die Fortführung des Unternehmens in Frage stand; das gilt insbesondere für die erste Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, da der Verlag zunächst weiter in Radebeul residierte, dort unmittelbar aber nicht viel unternehmen konnte, denn Karl May war bekanntlich in der SBZ bzw. der DDR nicht gut gelitten. Seine Hoch-Zeit erlebte der an Absatzzahlen zu messende May-Boom offenbar, im Gefolge der Filmserie, in den 1960er- und frühen 70er-Jahren, während die Verkäufe im Verlauf der 80er einbrachen; die Wiedervereinigung Deutschlands trieb sie dann abermals deutlich in die Höhe, denn in den neuen Bundesländern gab es trotz der konkurrierenden Edition des Verlags Neues Leben eine intensive Nachfrage nach den ›grünen Bänden‹.

Die Jubiläumsschrift – die Lothar Schmid gewidmet ist, dem kurz vor ihrem Erscheinen verstorbenen Senior des Hauses – dokumentiert die Geschichte des KMV auch mit Hilfe einer Vielzahl von Abbildungen unterschiedlichster Art, von Familienphotos der Verleger bis zu Werbematerialien, und enthält zusätzlich eine Reihe kleiner Aufsätze von verschiedenen Verfassern, mit denen auf spezielle Aspekte hingewiesen wird: Übersetzungen, die Problematik der Bearbeitungen, die Deckelbilder der Werkausgabe und anderes. Seuls umfangreicher zentraler Beitrag bietet zweifellos die präzisesten

Informationen, die bis jetzt zu seinem Gegenstand öffentlich zugänglich sind. Er thematisiert – was nicht unbedingt zu erwarten war – auch interne Querelen, etwa zwischen Euchar Albrecht Schmid und Klara May und in der zweiten Generation zwischen den Brüdern Joachim, Lothar und Roland Schmid, und die zahlreichen Prozesse, mit denen der Verlag immer wieder seine Interessen zu verteidigen suchte; dass bei Letzterem die Beurteilungsperspektive stets die des Unternehmens ist, dem diese Schrift gilt, liegt nahe. Auffällig ist, dass das Buch formale Mängel in größerer Zahl aufweist, als es bei den Publikationen des KMV sonst üblich ist: Zeichensetzungfehler und stilistische Schwächen häufen sich, und unter den »Meisterwerken« der deutschen Literatur gibt es ebenso wenig einen Roman mit dem Titel ›Buddenbrocks‹ (S. 52) wie unter den Verantwortlichen für die historisch-kritische Ausgabe einen »Herausgeber Joachim Biermann Gammler« (S. 191). Möglicherweise sind diese Defizite zeitlichem Druck bei der Herstellung des Bandes geschuldet; generell gilt aber, dass Seuls weit ausgreifender historischer Überblick dem Anlass auf eindrucksvolle Weise gerecht wird und eine Lücke in der bisherigen Forschung zur Wirkungsgeschichte Karl Mays füllt.

Eine grundsätzliche Entscheidung der Verantwortlichen war es, auf Zitarnachweise zu verzichten: Zitate werden durch Anführungszeichen ausgewiesen, aber exakte Hinweise auf ihre Quellen fehlen; zum Ausgleich dafür finden sich am Ende ein Literaturverzeichnis sowie ein pauschaler Hinweis auf wichtiges Akten- und Archivmaterial. Dieses Verfahren ist aus guten Gründen in vielen populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen üblich und soll hier gar nicht in Bausch und Bogen verdammt werden. Aber gerade für den, der sich für Details interessiert, mindert es manchmal doch ein wenig den Erkenntniswert der Sache. Dazu ein Beispiel! Zu den Topoi im Selbstverständnis des KMV gehört die Information, Karl May habe einst gegenüber Euchar Albrecht Schmid den wegweisenden Satz gesprochen: »Sie sollten mein Verleger sein!«; er wird auch hier als geschichtliches Faktum wiedergegeben (S. 13). Da es sich offenbar um ein Gespräch unter vier Augen handelte, ist es niemals möglich gewesen, die Existenz dieser Äußerung objektiv nachzuweisen, aber es gibt natürlich auch keinen zwingenden Grund für die Vermutung, E. A. Schmid habe sie frei erfunden. Andererseits wird der kritische Historiker bemerken, dass dieser Satz geradezu verdächtig gut zum folgenden Gang der Dinge passt, dass er ihm eine fast schon zu perfekte Legitimationsbasis verschafft, und da wird man, bei allem Respekt vor den großartigen Leistungen und Verdiensten E. A. Schmid,

vielleicht doch ein wenig misstrauisch und wüsste wenigstens gern, wann und wo denn überhaupt erstmals von dieser angeblichen Äußerung Mays die Rede war – der Nachweis fehlt, siehe oben. Das ist bedauerlich, und es ließen sich etliche ähnliche Beispiele anführen: Bei der Beurteilung von Zitaten geht es eben immer auch darum, welchen Quellen sie konkret entstammen. Nicht verschwiegen sei, dass in einer früheren Rezension des Buches eine höchst dubiose Quellennutzung anderer Art beanstandet worden ist: die Übernahme von gar nicht ausgewiesenen Textpassagen aus älteren Arbeiten zum Thema; die Rede ist von »wörtliche(r) Übernahme«, einem »unvariierte(n) Kopiervorgang« und von »Plagiatcharakter« (Henning Franke: 100 und mehr Geschichten. Die Festschrift »100 Jahre Karl-May-Verlag«. In: Karl May & Co. Nr. 134 (2013), S. 34f., hier S. 35).

Die Geschichte des KMV ist seit der Gründung zeitweise in enger, manchmal konfliktreicher Beziehung zu der der Karl-May-Stiftung verlaufen; darüber ist hier einiges zu lesen. Man hätte sich gewünscht, aus Anlass des 100. Geburtstags auch von der Stiftung einen ähnlich instruktiven Überblick zu ihrem Werdegang zu erhalten. Das ist leider nicht geschehen, abgesehen von einem kleinen Aufsatz, den Ekkehard Bartsch für die Zeitschrift des Karl-May-Museums verfasst hat.² Wenigstens erfährt man hier, dass zu den Schriftstellern, die nach Mays Willen von der Stiftung »Hilfe und Unterstützung« (S. 6) erhielten, ein so bekannter Autor wie Theodor Däubler gehörte.

Neue May-Biographien sind nach dem Boom, den es 2011/12 auf diesem Gebiet gab, erwartungsgemäß nicht erschienen. Immerhin ist ein überaus ansehnlicher biographischer Roman zu verzeichnen:³ ›Die Geistesbrüder‹ rückt die Beziehung zwischen May und dem Maler Sascha Schneider in den Mittelpunkt, die bekanntlich vorübergehend zu einer intensiven künstlerischen Kooperation führte, dabei aber die meisten Bewunderer des vormaligen Abenteuerschriftstellers und wohl auch des Malers zutiefst verstörte.

Das voluminöse Werk beginnt mit dem ersten Brief Schneiders an May, den ein Postbote namens Persicke diesem überreicht (1903), und endet mit jenem wiederum von Persicke zugestellten Schreiben, in dem sich Schneider sehr distanziert über ›Babel und Bibel‹ äußert (1906); seine weiteren Beziehungen zum Hause May bleiben außen vor. In weit ausgreifenden Szenen werden die Begegnungen zwischen den beiden auf den ersten Blick so ungleichen Protagonisten geschildert, und für den aufmerksamen Leser ist ersichtlich, wie intensiv der Autor die von den Quellen belegten Sachverhalte zur Anschauung bringt und sie gleichzeitig – wir haben es schließlich mit

einem Stück Literatur, nicht mit einer Dokumentation zu tun – ausschmückt bzw. ergänzt. Die poetische Lizenz wird auch zu allerlei überraschenden Freiheiten genutzt. Beispielsweise resultiert Schneiders brieflich dargelegte Skepsis gegenüber Mays einzigem Drama hier nicht aus seiner persönlichen Überzeugung, sondern aus dem erpresserischen Druck seines Liebhabers; mit dieser Pointe hat Funke ein düsteres Ereignis der Lebensgeschichte Schneiders auf den May-Kontext zugeschnitten und projiziert.

Zu den – auch literarischen – Höhepunkten des Romans gehört jene Szene, in der Schneider May seine homosexuelle Veranlagung gesteht (vgl. S. 302ff.). Ähnlich reizvoll ist die Lektüre der ersten Begegnung zwischen May und Rudolf Lebius (vgl. S. 334ff.). Der Umstand, dass dieses Thema so ausführlich behandelt wird, deutet schon darauf hin, dass Funke sich keineswegs auf den Komplex May/Schneider beschränkt. Er wendet sich Mays Lebensverhältnissen im Allgemeinen zu und bringt beispielsweise Klaras Eifersüchteleien ebenso zur Sprache wie die geschäftlichen Probleme Fehsenfelds und die öffentlichen Streitigkeiten; sogar ein längerer Ausflug in Mays Haftzeit (vgl. S. 28ff.) wird unternommen. Letztlich liefert die Beschäftigung mit dem Kernthema des Romans also Bausteine für ein Gesamtporträt der Person Karl May.

Darüber hinaus ist es erkennbar die Absicht des Autors, dem Publikum Einblick zu gewähren in übergreifende gesellschaftliche Gegebenheiten. Vielerlei Details werden präsentiert, die zwar in gewissem Zusammenhang mit der Vita der Hauptfiguren stehen, aber auch vor Augen führen, wie es damals generell um das Leben in Deutschland bestellt war. Wenn beispielsweise die handelnden Figuren das Kanzleizimmer eines Anwalts betreten, erfährt der Leser genauestens, wie es in einem solchen Raum aussieht: Die Möbel sind »aus Kirschbaum, dunkel, poliert«, die Papiere »nicht sehr ordentlich«, auf den Aktenschränken stehen »Gipsfiguren, antike Kopien, höchstwahrscheinlich Praxiteles«, »links neben der Tür schließlich ein Tischchen mit zwei durchgesessenen Ledersesseln« (S. 187) und so weiter; Experten mögen sich an die Detailfreudigkeit in den Regieanweisungen der zeitlich benachbarten naturalistischen Dramen erinnern fühlen. Auch Dekadentes wird penibel illustriert: Eine festliche Veranstaltung im Hause von Mays Freund Kreis endet mit einer Art Striptease; May schaut der russischen Tänzerin interessiert mit einer »Pfirsfärbung« (S. 168) auf den Wangen zu und freut sich anschließend auf ein Bier. Alles in allem: Wer am instruktiven literarischen Umgang mit einem sehr besonderen Kapitel in der Vita Karl Mays und ihrem

gesellschaftlichen Umfeld interessiert ist und – das ist nun ganz und gar nicht negativ oder ironisch gemeint – die Gemütlichkeit epischer Breite zu schätzen weiß, wird mit diesem Roman bestens bedient.

In einer anderen literarischen Reaktion auf das Thema May, die kürzlich erschienen ist, geht es dagegen um Miniaturen in einem wirkungsgeschichtlich relevanten Kontext. Wenn vom nachlassenden Interesse jugendlicher Leser an Karl May die Rede ist, wird oft darauf verwiesen, dass Mays seinerzeit exotisch wirkende Schauplätze den Reiz des Fernen und Fremden längst verloren haben; man sucht literarisch produzierte Abenteuer heute eher in den auf andere Weise entlegenen Welten von Fantasy und Science Fiction. Wie aber könnten Mays Geschichten mit den vertrauten Heroen aussehen, wenn sie dort angesiedelt wären? Das ist die Frage, die sich 16 Autoren von insgesamt 27 kurzen Erzählungen gestellt haben; ihre Antworten liegen unter Titeln wie ›Fata Morgana‹, ›Halef in Nöten‹ oder auch ›Hommage an einen Schundschriftsteller‹ in einem von Thomas Le Blanc herausgegebenen Sammelband vor.⁴ Schauriges ist in diesen maximal zwei Seiten langen Texten ebenso zu finden wie Lustiges und Dramatisches; es geht abwechslungsreich zu. So wird in der ersten Erzählung, ›Windigo‹, der arme Sam Hawkens Opfer eines übernatürlichen archaischen Unholds, während in der zweiten, ›Verschollen im Llano estacado‹, moderne Utensilien wie Touchscreen, Roboter und Mikromanipulator auftauchen und in ›Hommage‹ zu erfahren ist, dass ein Asteroid nach Karl May benannt wurde. Denjenigen, die am liebsten May-Texte aus der Zeit lesen, über die der Roman von Klaus Funke berichtet, sei mitgeteilt, dass Merhameh eine Tochter gleichen Namens bekommen, deren Geburt aber leider nicht überlebt hat (vgl. S. 52).

Wer solche Konstruktionen als zu avantgardistisch empfindet, mag zu dem Roman ›Im Kasten‹ von Jens Sparschuh flüchten.⁵ Hier hat mit May und seiner Wirkung insofern alles seine konventionelle Richtigkeit, als der Ich-Erzähler schildert, dass er im Schulalter Karl May gelesen, sich über Winnetous Tod in ›Winnetou III‹ gegrämt und sich dann um so mehr gefreut hat, dem Häuptling später im ›Schatz im Silbersee‹ doch wieder zu begegnen. »Damals begann ich eine erste Ahnung davon zu bekommen, was Wiederauferstehung und ewiges Leben bedeuten könnten und daß es in der Ordnung der Welt irgendwo auch eine versteckte Hintertür geben kann.« (S. 192)

Die große Zahl von May-Aufsätzen, die um 2012 herum in diversen Zeitschriften und Sammelbänden erschienen sind, ergibt sich vermutlich auch mehr oder weniger direkt aus dem Anlass des Jubilä-

umsjahrs. Deutlich ausgesprochen wird dieser Zusammenhang im Untertitel eines Beitrags⁶ in der ›Zeitschrift für Germanistik‹. Er beginnt mit Hinweisen auf Mays Orientreise, bei der es sich erst einmal auch um eine »großangelegte Marketing-Kampagne« (S. 680) gehandelt habe, und knüpft dann geschickt an die während dieser Zeit ausbrechenden öffentlichen Streitigkeiten an, um zurück in Mays Vergangenheit zu blenden und einen knappen, ebenso pointierten wie zuverlässigen Überblick zu seiner Lebensgeschichte zu vermitteln. Hinweise auf extreme Widersprüche in der Wirkungsgeschichte runden den Bericht ab. Insbesondere verweist der Autor auf die konträren Interpretationen zur politischen Dimension der Abenteuerromane: Gilt May den einen Rezipienten »als Pazifist, als Anwalt der Völkerverständigung und der allgemeinen Menschenliebe«, so erscheint er den anderen »als Rassist, Imperialist« (S. 684); im Hinblick auf »das vor allem seit dem 11. September 2001 gesteigerte öffentliche Interesse an der weltpolitischen Rolle des Islam und die damit verknüpfte Orientalismusdebatte« (S. 683) habe dieses Thema noch an Brisanz gewonnen.

Eindeutiger und unstrittiger als Mays Verhältnis zu Muslimen und Indianern ist das zu Österreichern. Dies zeigt sich neuerlich in einem Buch, in dem es um kurze und lange Aufenthalte von ausländischen Schriftstellern in Österreich geht. Das May-Kapitel⁷ behandelt vor allem Mays Verhältnis zu dem Linzer Amateurphotographen Alois Schießler, der die berühmt-berüchtigten Kostümphotos angefertigt hat, aber auch Mays sonstige Beziehungen zu diesem Land bis hin zur Wiener Rede kurz vor seinem Tod.

Das Bild, das May von Mexiko vermittelt, steht im Zentrum eines weiteren Aufsatzes – genauer gesagt: das Mexiko-Bild, das die Bamberger Bearbeitung des ›Waldröschen‹ entwirft, denn nur mit dieser hat sich der Autor befasst.⁸ Er stellt fest, dass ›Schloß Rodriganda‹, ›Die Pyramide des Sonnengottes‹ usw. »ausufernde Abenteuer geschichten« (S. 89) mit diversen Klischeevorstellungen und wilden Phantastereien anbieten. Nicht zu verkennen sei aber auch, dass daneben »viel ›Wissen«« (S. 80) im Hinblick auf Geographie, Kulturräume und die historischen Ereignisse um Juarez und Maximilian vermittelt werde, dass der Plot also mit wesentlichen Elementen der wiedererkennbaren Realhistorie arbeite und von ihr abhängig sei, und so möge man bedenken, ob diese Texte letztlich »nicht auch in die Kategorie ›historischer Roman‹ einzuordnen wären« (S. 89).

Vor rund drei Jahrzehnten hat der Literaturwissenschaftlicher Manfred Karnick sich in seiner Habilitationsschrift über Rollen-

spiele in Dramen unter anderem mit dem Motiv der verdeckten Überlegenheit bei Homer, May und Schiller befasst (vgl. den Literaturbericht im Jb-KMG 1982, S. 290–292); es ging darum, dass Protagonisten dieser Autoren in manchen Situationen ihre beeindruckenden Fähigkeiten und ihre wahre Identität erst einmal verbergen, dass ihre Umgebung sie deshalb unterschätzt und ihr Verhalten falsch interpretiert wird, dann aber ihr wirkliches Leistungsvermögen und ihre wahren Absichten plötzlich um so strahlender und wirkungsvoller hervortreten – wer erinnert sich nicht an die Selbstinszenierungen als Greenhorn, mit denen Old Shatterhand Begleiter, die ihn noch nicht kennen, zeitweise hinters Licht führt? Hervorgehoben wurde von Karnick auch der zur Identifikation einladende Reiz, den eine solche Konstellation im Sinne der Freud'schen Theorie von der Literatur als Wunscherfüllung auf die verantwortlichen Autoren wie auf die Leser ausüben dürfte. Diese scharfsichtige Arbeit ist nun mit einigen Veränderungen und Ergänzungen als separater Aufsatz in einer unserer maßgeblichen literaturwissenschaftlichen Fachzeitschriften wieder abgedruckt worden.⁹

Die maßgebliche literaturdidaktische Zeitschrift ›Praxis Deutsch‹, die Anregungen für den Deutschunterricht in allen Schulformen und Jahrgängen bietet, enthält im Themenheft ›Schriftlich erzählen‹ einen Beitrag mit dem schönen Titel ›Schreiben wie Karl May‹.¹⁰ Ulf Abraham verweist darin auf den vom KMV durchgeführten Schreibwettbewerb für junge Leser, dessen Jury er selbst angehörte, und schlägt für Schülerinnen und Schüler des 7.–8. Schuljahrs vor, sich in einer Unterrichtsreihe mit Erzählanfängen zu befassen und dabei Texte Mays ebenso heranzuziehen wie Kapitelanfänge aus Erzählungen junger Autoren, die für den Wettbewerb eingereicht wurden und inzwischen in Buchform vorliegen (vgl. Jb-KMG 2013, S. 375). Karl May gehört in die Schule: Diese Vorstellung wird in letzter Zeit immer häufiger formuliert, erscheint unter kulturgeschichtlichen Aspekten vollkommen berechtigt und könnte, wie der vorliegende Aufsatz andeutet, in manchen Phasen des Deutschunterrichts überaus sinnvolle Ergebnisse zeitigen. Dass damit das Interesse der jungen Generationen an unserem Autor insgesamt wieder signifikant gesteigert wird, ist aber wohl eine sehr vage Hoffnung, denn die Lieblinge der lesenden Jugend werden, wie noch jüngste Beispiele von Joanne K. Rowling bis Cornelia Funke zeigen, in der Regel nicht im Deutschunterricht geboren.

Auch in der renommierten ›Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte‹ ist nach längerer Zeit wie-

der einmal ein neuer May-Aufsatz erschienen.¹¹ In ihm geht es vor allem um die vielen deutschen Figuren in den Reise- und Abenteuerromanen, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Heimat verlassen und durch die Welt ziehen. Oft umgibt sie ein Geheimnis; ihre Bindung an Deutschland ist intensiv, über ihre Sprache erkennen sie einander, aber Deutschland selbst, so intensiv es auch ins Spiel kommt, wird »niemals Erzählung« (S. 62), sondern bleibt als Gegenstand ein »Versprechen« (S. 90), das immer nur wieder auf die literarischen Inszenierungen verweist, mit denen es herbeigerufen wird. Der von beeindruckender enzyklopädischer Textkenntnis getragene Aufsatz setzt also primär gerade nicht auf die mehr oder weniger konkreten historischen Implikationen, die in anderen Untersuchungen zum Thema in den Vordergrund gerückt werden, sondern auf eine vielfältig beredete Leerstelle.

Die geographische Ferne und die scheinbare Andersartigkeit abenteuerlich-exotischer Territorien bedeuten durchaus nicht, dass man keinerlei Beziehung zwischen ihnen und den Verhältnissen in Deutschland erkennen kann: Diese These ist in Bezug auf Mays Abenteuerromane immer wieder aufgestellt worden, und sie gilt natürlich auch für andere künstlerische Hervorbringungen zu demselben Themenkomplex, die zumindest im weiten Sinne von ihnen abhängig sind. Ein Aufsatz von Katharina Grabbe, der sich speziell mit den Indianerfilmen der DEFA, der Filmgesellschaft der DDR, beschäftigt, unterstützt sie ein weiteres Mal.¹² Die Verfasserin sieht eine ganze Reihe von Verbindungen zwischen den Plots der Filme und den seinerzeit aktuellen politischen Konstellationen. Nach ihrem Verständnis greifen die DEFA-Filme »in der Erzählung der Kolonialisierung Nordamerikas aus der Perspektive der Indianer den antifaschistischen Gründungsmythos der DDR auf« (S. 176) und halten insgeheim, wenn sie Bruderkämpfe zwischen verfeindeten Indianerstämmen vorführen, die es zu überwinden gilt, die Idee von der anzustrebenden nationalen Einheit Deutschlands aufrecht. Dass all dem eine elementare Indianer-Begeisterung zugrunde liegt, für die in Deutschland maßgeblich Karl May verantwortlich zeichnet, bedarf keiner näheren Erläuterung.

Auch in einem Sammelband über Probleme der Wertung und Kanonisierung von Literatur ist May vertreten.¹³ Die Verfasserin stellt ein von ihr entworfenes »Modell zur Beschreibung von Kanonisierungsprozessen« (S. 93) vor, das mit drei Kategorien arbeitet: erstens Publizität, womit gemeint ist, dass der Text oder Autor »in vielen Medien besprochen wird und eine breite Öffentlichkeit erreicht«; zweitens

Etabliertheit – »Texte, die über einen langen Zeitraum tradiert werden und als Bezugspunkte für die Beschreibung oder Bewertung anderer Texte gelten, sind etabliert«; drittens Kanonizität – davon ist zu sprechen, wenn »Texte oder Autoren über einen langen Zeitraum in der allgemeinen Öffentlichkeit Beachtung (finden)« (S. 96). Karl May, der zunächst »ein Autor des Negativkanons« (S. 98) war, d. h. von maßgeblichen Geschmacksträgern lange abgelehnt wurde, ist unter diesen Vorzeichen seit den 1960er-Jahren Gegenstand eines erfolgreichen Kanonisierungsprozesses, wie mit Hilfe von »drei Registrationsmedien« (S. 99) gezeigt wird: den May-Filmen, den Merchandising-Produkten und der Entwicklung der Gesamtauflage seiner Bücher. Letztlich geht es der Verfasserin darum, »der Aufmerksamkeit einen höheren Stellenwert in Kanonisierungsprozessen beizumessen, als dies mit der bisherigen Begrifflichkeit getan wird« (S. 105).

Mays literarisches Werk gehört demnach zum Kanon der deutschen Literatur. Dass er mit seinen wenigen Kompositionen irgendwann einmal auch dem Kanon der deutschen Musikgeschichte zugeschlagen wird, ist dagegen nicht zu erwarten. Eine musikwissenschaftliche Fachzeitschrift widmet ihm bzw. speziell seinem ›Ave Maria‹ jedoch einen eigenen Aufsatz,¹⁴ der vehement dagegen plädiert, »populärkulturelle Erscheinungen wie Karl May als trivial abzutun« (S. 24) und zu ignorieren. Was sich aus der vorliegenden Untersuchung ergibt, ist freilich nichts, das den Experten überraschen würde: Die Verfasserin prüft in Verbindung mit »der neueren postkolonialistischen Debatte« (S. 17) insbesondere die Funktion, die das ›Ave Maria‹ in ›Winnetou III‹ übernimmt, und stellt fest, dass die spezifische Form von Kolonialismus, für die May steht, hier gewissermaßen ihre Krönung findet. May sei überzeugt von der »kulturelle(n) Vormachtstellung deutscher Kunst und Musik« (S. 18), und wenn dann der exponierteste Indianer seines Werkes sich unter dem Eindruck des ›Ave Maria‹-Vortrags sterbend zum Christentum – die Verfasserin schreibt: »zum Katholizismus« – bekennt, dann verbinde sich eine »Willenserklärung der zivilisatorischen Übermacht im Sinne Karl Mays« mit einer »kulturelle(n) Bankrotterklärung des Indianerstammes« (S. 21). Ohne nähere Erläuterungen wird am Ende zu bedenken gegeben, »dass die Simplizität und Volkshaftigkeit der May'schen Musik« dennoch nicht nur mit einer vor allem im Lichte späterer Entwicklungen höchst dubiosen Form von ›Deutschsein‹ verbunden ist, sondern »auf der anderen Seite pazifistische Konzepte inspirierte« (S. 24). Der Aufsatz fand ein Echo, das nicht vielen Arbeiten in derartigen Fachzeitschriften beschieden ist: Die ›Frankfurter Allgemeine

Zeitung« rekapitulierte ihn ausführlich auf ihrer Wissenschaftsseite unter dem Titel ›Winnetou starb katholisch‹ (30.4.2013).

Ganz und gar nicht kolonialistisch wirkt der Karl May, den Pierre Bayard in einem aus dem Französischen übersetzten Buch vorstellt, das zwar einen allgemein gehaltenen Titel trägt, damit aber sofort an unseren Autor denken lässt: ›Wie man über Orte spricht, an denen man nicht gewesen ist‹.¹⁵ Bayard hebt in seinem May-Kapitel hervor, dass die indianischen Figuren in ›Winnetou I‹ »nicht die wilden Totschläger (sind), als die sie die literarische Tradition bis dahin und noch eine ganze Zeit lang sehen wollte, sondern Wesen nah an der Natur, die sich vom Untergang bedroht fühlen und Respekt und Achtung verdienen« (S. 162); gleichzeitig zeige sich »das Buch sehr kritisch gegenüber der Art, wie die Europäer in Missachtung ihrer Rechte die Gebiete der Indianer an sich reißen« (S. 163), obwohl es grundsätzlich nicht in Zweifel ziehe, »dass die europäische Zivilisation (...) überlegen ist« (S. 167). Ein Schriftsteller, der tatsächlich die fraglichen Territorien bereist hat und autobiographische Berichte im schlichten buchstäblichen Sinne verfasst, könne solche Standpunkte wohl nicht vertreten, zumal sie neben der unorthodoxen Beurteilung des Ist-Zustandes auch noch »ein Jenseits (...) der Zeit« in den Blick rücken: »Das tolerante Land, (...) in dem Old Shatterhand und Winnetou ihr Blut tauschen und eine unmögliche Versöhnung suchen« (S. 169), ist eines, auf dessen Existenz für die Zukunft zu hoffen ist.

Um den ›Winnetou‹-Roman geht es auch in einer Untersuchung, die sich mit dem vieldeutigen Begriff der Spur und dem Spurenlesen befasst.¹⁶ Im Anschluss an allerlei theoretisch-allgemeine Überlegungen und vor einem genauen Blick auf die Detektivliteratur findet sich ein langes Kapitel über den allgegenwärtigen Umgang mit Spuren in diesem May'schen Werk. Die Verfasserin legt, mit ausführlichen Hinweisen auf die Forschungsliteratur, detailliert dar, wie virtuos und präzise der Autor das Motiv gestaltet und wie sich darüber nicht zuletzt die Persönlichkeit des Ich-Helden konstituiert, indem das Spurenlesen zur »Königsdisziplin« (S. 170) unter seinen Bewährungsproben wird. Allerlei komplizierte Dinge kommen zur Sprache, wie das »Dilemma der doppelten Kontingenz« (S. 175), in das sich Old Shatterhand und Santer bei ihrer Konfrontation plötzlich verstrickt sehen, und die Union zwischen dem erlebenden Ich – jenem Old Shatterhand, der sich durch den Wilden Westen bewegt – und dem erzählenden Ich – dem damit identischen Schriftsteller, der »schreibend eine Welt erzeugt« (S. 180): eine enge Verschränkung, die schließlich zu der – bei dem hier gegebenen methodischen Ansatz

nicht ganz unerwarteten – Erkenntnis Anlass gibt, dass Lesen und Schreiben »von vornherein immer schon untrennbar miteinander verbunden sind« (S. 182). Das Buch endet mit der Feststellung, es sei »lohnenswert, dem Spurenlesen auf der Spur zu bleiben« (S. 218); Reisende im Wilden Westen sollten sie ebenso beherzigen wie Buchleser und Verfasser von Literaturinterpretationen.

Wer über Winnetou noch nicht viel weiß, sich aber gern auf den Weg zu tieferen Erkenntnissen begeben möchte, wird mit einem Aufsatz¹⁷ bedient, der in einem Sammelband zur Trivialliteratur erschienen ist. Er informiert über verschiedene Aspekte der Figur und ihrer Rezeption und hebt hervor, dass Winnetou nach mehr als einem Jahrhundert »immer noch – zumindest bedingt – omnipräsent (ist)« (S. 129); das erscheine insofern erstaunlich, als Vertreter der Trivialliteratur – der Verfasser spricht in diesem Fall von einer »gehobenen« Trivialliteratur« (S. 138) – nach kurzer Blütezeit sonst oft rasch in Vergessenheit geraten.

Albrecht Götz von Olenhusen legt einen weiteren Aufsatz über Mays Beziehungen zu seinen Verlagen vor.¹⁸ Diesmal geht es insbesondere um die Frage, wieso May zu Beginn der 1890er-Jahre ausgerechnet einem noch relativ unbekanntem Branchenvertreter wie Friedrich Ernst Fehsenfeld die Herausgabe seiner gesammelten Werke in Buchform anvertraute, wo er doch seit langem mit erfolgreichen Unternehmen wie denen Pustets und Spemanns kooperiert hatte. Zur Erklärung verweist der Verfasser auf diverse Missshelligkeiten in diesen alten Beziehungen, wie sie etwa in dem von May nie eingehaltenen Exklusivvertrag mit Wilhelm Spemann, der Unzufriedenheit der Verleger über ausbleibende Manuskriptlieferungen Mays und der Unzufriedenheit Mays über seine Honorare und extensive Eingriffe in seine Manuskripte – freilich weniger in das des ›Sendador‹ (vgl. S. 439f.) als das von ›Krüger-Bei‹ – zutage traten. In dieser Situation suchte May nach einer »reelle(n) Chance, die vorhandenen und weitere Erzählungen in Buchausgaben problemlos zusammenfassen und mit geringeren Bearbeitungen erneut profitabel verwerten zu können« (S. 444), und fand in Fehsenfeld »einen gutgläubigen, zuverlässigen, treuen und organisatorisch erfolgreichen Partner« (S. 457), der auch nichts dagegen hatte, dass May vorerst weiterhin den ›Hausschatz‹ und den ›Guten Kameraden‹ belieferte.

Der Autor hätte manche Details seiner Untersuchung sicher noch genauer formulieren können, wenn ihm zur Zeit der Niederschrift schon die neueste Ergänzung der ›Gesammelten Werke und Briefe‹ vorgelegen hätte: Mays ›Briefwechsel mit Joseph Kürschner‹.¹⁹

Dieser Band enthält Geschäftskorrespondenz aus den Jahren 1882 bis 1907 und ergänzt umfassend die zweibändige Ausgabe des Briefwechsels mit Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Joseph Kürschner (1853–1902), der mit einigen lexikographischen Projekten weit über seinen Tod hinaus eine beträchtliche Wirkung entfaltete, war eine Zeitlang für Wilhelm Spemann tätig, den Verleger des ›Guten Kameraden‹, und später Herausgeber des nationalistischen Prachtbandes ›China‹, zu dem Karl May die tendenziell subversive Erzählung ›Et in terra pax‹ beisteuerte. Diese beiden Komplexe stehen denn auch im Mittelpunkt der Korrespondenz zwischen May und Kürschner; darüber hinaus hatten die beiden wenig miteinander zu tun. Ihre wechselseitigen Briefe reichen längst nicht aus, einen eigenen Band der Bamberger Ausgabe zu füllen, und so haben die Herausgeber Hartmut Vollmer, Hans-Dieter Steinmetz und Wolfgang Hainsch – man kann sagen: notgedrungen – die Gelegenheit genutzt, das Buch mit zahlreichen weiteren Briefen anzureichern, die in die genannten thematischen Zusammenhänge gehören und damit wichtige Phasen in der Geschichte des Erfolgsschriftstellers Karl May mit größtmöglicher dokumentarischer Vollständigkeit beleuchten. Einiges davon war schon an verschiedenen Stellen separat publiziert worden; nun aber liegt die gesamte erhaltene bzw. derzeit zugängliche Korrespondenz gebündelt und in chronologischer Reihenfolge vor. Zu den zusätzlichen Briefverfassern gehören insbesondere Wilhelm Spemann und Hermann Zieger, der Verleger des ›China‹-Bandes. Manches andere kommt hinzu, von Auszügen aus Mays Fehsenfeld-Briefen, in denen es um Mays vertragliche Bindung an Spemann geht, über Fan-Post von ›Kamerad‹-Lesern bis zu Faksimiles verschiedener Dokumente, Bildern und Nachrufen auf Kürschner.

Die ideale Lektüre für jugendliche Leser, denen der Vater oder die Großmutter zu Weihnachten den neuesten Karl-May-Band schenkt, kann eine solche Edition natürlich nicht bieten, aber wer an der geschäftlichen Karriere unseres Autors und an den Verhältnissen der Branche, in der er arbeitete, interessiert ist, erhält hier wiederum eindrucksvolles Material, zumal die Wiedergabe der Texte durch exzellente Erläuterungen der Herausgeber ergänzt wird. Wir finden schöne Beispiele für die auf Arbeitsüberlastung reagierende Unverfrorenheit, mit der May ausbleibende Manuskriptlieferungen durch den Verweis auf fiktive Reisen entschuldigt: »Mitten aus der für Sie bestimmten Arbeit wurde ich durch die Aufforderung zu einer sofort anzutretenden Reise gerissen« (S. 75f.); überhaupt ziehen sich

Klagen, dass May versprochene Texte nicht rechtzeitig oder auch gar nicht abliefert, wie ein Leitmotiv durch die gesamte Korrespondenz. In der Affäre um ›Pax‹ wissen Herausgeber und Verleger manchmal kaum noch weiter: »May wird mir immer unverständlicher. Ich glaube, der Mann leidet wirklich an Grössenwahn« (S. 461), schreibt Zieger am 3. 9. 1901. Die schier endlosen Briefwechsel zwischen ihm und Kürschner, die keineswegs nur dem Thema May gelten, machen auch dem Laien deutlich, welche Tücken bei der Vorbereitung eines voluminösen Sammelbandes zu bewältigen sind: »Hochzuverehrender Herr Geheimrat! (...) Das Bild 46 c ist wahrscheinlich wieder einmal von der chemiegraphischen Anstalt Horn versät worden und habe ich deshalb das Weitere sofort veranlasst« (S. 511); man beachte das eigentümliche erste Verb in diesem Satz. Der ›Hochzuverehrende Herr Geheimrat‹ ist Kürschner, der seinerseits den Verleger mit ›Lieber Herr Zieger‹ anspricht.

Dass Mays Erfolgsgeschichte sich keineswegs auf den deutschen Sprachraum beschränkt, wird durch zwei fremdsprachige Publikationen bestätigt, die ebenfalls in engster Nähe zum Gedenkjahr 2012 erschienen sind. Bei der ersten handelt es sich um eine slowakische Übersetzung²⁰ der Biographie ›Karl May oder Die Macht der Phantasie‹, die der Verfasser dieses Berichts 2011 veröffentlicht hat (vgl. Jb-KMG 2012, S. 353f.); es ist ein merkwürdiges Vergnügen, Hunderte von Seiten vor sich zu sehen, über denen der eigene Name steht und von denen man doch keinen einzigen Satz so recht nachvollziehen kann. Die andere Publikation verdankt sich zumindest indirekt wohl dem Umstand, dass May-Texte schon zu seinen Lebzeiten und dann auch noch lange danach ins Französische übersetzt wurden: Eine Ausgabe des Magazins ›Le Rocambole‹, die generell Erscheinungen der populären Literatur gewidmet ist, befasst sich mit Karl May.²¹ In einer Reihe von Aufsätzen, für deren Zusammenstellung Ulrich von Thüna verantwortlich zeichnet, berichten französische und deutsche Beiträge, darunter die prominenten KMG-Mitglieder Martin Lowsky und Florian Schleburg, über zentrale Themen in Leben, Werk und Wirkung. Vorworte zu den frühen französischen May-Ausgaben, deren Übersetzerin mit dem Autor selbst korrespondiert hat, ergänzen den Band ebenso wie ein französischer Artikel über ihn, der aus dem Jahr 1970 stammt, und eine Bibliographie der französischen May-Übersetzungen, die auf dem Sonderheft Nr. 133 der Karl-May-Gesellschaft beruht. Ihr ist auch Kurioses zu entnehmen: 1962 erschien unter dem Titel ›Le Roi des Apaches‹ die Übersetzung eines Buches ›Winnetou I‹, als dessen Verfasser damals ein gewisser

Mayne Reid genannt wurde (vgl. S. 147). Aus dem 21. Jahrhundert sind leider keine Übersetzungen mehr zu verzeichnen.

A propos Übersetzungen: Wer sich mit der Karl-May-Szene nicht auskennt, käme wohl nicht auf den Gedanken, dass eine buchfüllende Beschäftigung mit Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche in ihrem ersten Teil immer wieder das Thema Karl May zur Sprache bringen und beispielsweise einen Auszug aus einer Lobrede des Juristen und langjährigen KMG-Vorsitzenden Claus Roxin enthalten kann (vgl. S. 31).²² Experten aber wird die Sache spätestens dann einleuchten, wenn sie erfahren, dass es um Übersetzungen von so unterschiedlichen Schriftstellern wie James Joyce und Raymond Chandler geht: Beiden Autoren nämlich hat sich Hans Wollschläger zugewandt, und der war ja nun auch eine der exponiertesten Gestalten der May-Rezeption seit dem Zweiten Weltkrieg; um ihn bzw. um sein Verständnis von den Aufgaben und der Praxis literarischen Übersetzens geht es hier. Das Buch stellt Wollschläger zunächst einmal biographisch vor; dabei wird auch sein Engagement in Sachen May gründlich behandelt, zu dem eine langjährige Tätigkeit in der KMG – unter anderem als Mitherausgeber des Jahrbuchs – ebenso gehörte wie eine intensive und zwischendurch außerordentlich heikle Beziehung zum KMG. Wollschlägers Arbeiten zu May und seine Übersetzertätigkeit verbindet ersichtlich eine ausgeprägt individuelle, von höchst kreativem Selbstbewusstsein getragene Annäherung an das jeweilige Objekt.

Natürlich sind im Berichtszeitraum auch wieder deutschsprachige Publikationen erschienen, die May nicht nur unter anderem oder im begrenzten Rahmen eines Aufsatzes traktieren. Der fünfte Band der von der KMG veröffentlichten ›Juristischen Schriftenreihe‹²³ informiert über seine Honorare in den Jahren 1887 bis 1891, aber auch darüber, dass sie nicht ausreichten, das von ihm angestrebte Niveau der Lebensführung zu finanzieren: Immer wieder suchten ihn Zahlungsbefehle und Zahlungsklagen heim, bei denen es den Gläubigern um nicht gezahlte Mietbeträge oder offene Rechnungen für Weinlieferungen ging. Man kann diese mit vielen Dokumenten gefüllte Arbeit sehr gut lesen als Ergänzung zu denjenigen über Mays Beziehungen zu Verlegern und zur geschäftlich-materiellen Seite seiner Karriere überhaupt. Im Alter litt May dann nicht mehr unter materieller Not, sondern insbesondere daran, dass die Presse seine früheren kriminellen Verfehlungen maßlos aufbauschte und ihn z. B. sogar zu einem veritablen Räuberhauptmann a. D. beförderte; daran beteiligte sich kurzzeitig auch ein Blatt aus seiner Heimatstadt, der ›Hohenstein-

Ernstthaler Anzeiger«. Wie May sich dagegen wehrte und die Auseinandersetzung im Einzelnen verlief, ist ebenfalls einem Band der ›Juristischen Schriftenreihe‹ zu entnehmen: ihrem ersten, der siebzehn Jahre nach der Erstveröffentlichung nunmehr in veränderter zweiter Auflage vorliegt.²⁴

Es trifft sich, dass das eben erwähnte Thema Wein auch in einem neuen Heft der Hohenstein-Ernstthaler ›Karl-May-Haus Information‹ behandelt wird.²⁵ ›Trank Old Shatterhand Wein?‹ fragt Lothar Meckel im Titel seines Beitrags, und eine sorgfältige »Spurensuche« (S. 69) – siehe oben – führt zu der Einsicht, dass zwar nicht unbedingt Old Shatterhand, wohl aber sein Autor »gern Wein trank und man ihn durchaus als Weinfreund und -kenner bezeichnen kann« (S. 80). Die anderen Aufsätze behandeln mit der in dieser Publikationsreihe üblichen Akribie Reisen, die Karl May im Alter unternommen hat: Hans-Dieter Steinmetz berichtet über Aufenthalte in Riva (1902) und Madonna di Campiglio (1911), Hartmut Schmidt und Heike Graupner informieren über »einen mehrtägigen Abstecher ins Riesengebirge« (S. 58), den Karl und Klara May 1907 unternahmen. Dieser Beitrag endet mit der sehr berechtigt erscheinenden Feststellung, dass May generell offenbar gern ins Gebirge reiste. »Die deutschen Küsten begeisterten ihn nicht, sie mied er« (S. 67). Ob er sich dabei von den Erfahrungen seiner literarischen Helden inspirieren ließ, deren Reisen ja oft in Küstenstädten, in der Nähe von Meeren, beginnen und dann zielstrebig in höchste Bergeshöhen führen?

Wie sich die Charakterisierung der größten dieser Heroen, Winnetou und Old Shatterhands, in Mays Werken von den frühesten Indianererzählungen bis ins Spätwerk verändert, ist Gegenstand einer kleinen Monographie.²⁶ Das Thema wird hier keineswegs zum ersten Mal abgehandelt, aber es lohnt sich durchaus, immer wieder darauf hinzuweisen: Die beiden Protagonisten agieren bei ihren ersten Auftritten keineswegs als die in ihrer edlen Gesinnung über jeden Zweifel erhabenen und in ihrer wildwestlichen Kompetenz souveränen Lichtgestalten, denen etwa der Leser der zweiten Hälfte des ›Winnetou I‹ begegnet; weder sind der gern in blutrünstige Aventiuren verwickelte Winnetou und der Prä-Winnetou Inn-nu-woh der frühen Erzählungen identisch mit der sittlich reifen Winnetou-Figur von 1893, noch können wir in den frühen Aktivitäten des Ich-Erzählers jenen Old Shatterhand erkennen, der seine innerliterarische Umgebung und uns von den Vorzügen friedlicher Konfliktlösung zu überzeugen versucht. Kai Kramosta zeichnet das, was zwischen diesen Stationen passiert, anschaulich und plausibel nach und hat wohl auch recht, wenn er Old

Shatterhand als die von den beiden »stets (...) dominantere Figur« (S. 103) bezeichnet. Eine Verbindung zu grundlegenden Veränderungen in den literarischen Arbeiten Mays, die die Entwicklung erklären würde, stellt er freilich nicht her. Bedenklich unter philologischen Vorzeichen erscheint gerade bei diesem Thema, dass der Verfasser Mays Erzählungen und Romane teils nach Reprints oder Neudrucken der Erstveröffentlichungen zitiert, teils nach bearbeiteten Fassungen des Ueberreuter- und des Karl-May-Verlags. Auch gibt es ein paar Bemerkungen, die erstaunlich wirken: Kann man aufgrund von Winnetous Konversion zum Christentum wirklich sagen, dass Old Shatterhand »die Christianisierung des Wilden Westens (...) erreicht« (S. 100)? Reinem Wunschdenken entspringt leider die Feststellung, es kenne »jedes Kind immer noch die glorreichen Hauptfiguren der Karl-May-Romane« (S. 13).

Von Mays religiösen Überzeugungen, ihren Entwicklungen und bemerkenswerten Reaktionen darauf handelt ein Sammelband, den Dieter Sudhoff unter dem plakativen – und damit May sehr angemessenen – Titel ›Zwischen Himmel und Hölle‹ im Jahr 2003 herausgegeben hat (vgl. Jb-KMG 2004, S. 212f.). Das Buch ist in zweiter Auflage erschienen; als Herausgeber zeichnet nunmehr Christoph F. Lorenz, nachdem Sudhoff inzwischen verstorben ist.²⁷ Übernommen worden sind die alte Einleitung, die Beiträge von Jürgen Wehnert, Ekkehard Bartsch, Ekkehard Koch und Hubert Wolf und ein Teil der damals von Sudhoff ausgewählten Aphorismen Mays; zum Fehlen der übrigen Aphorismen wird auf Pläne für den Band 90 der Bamberger Ausgabe verwiesen (vgl. S. 23). Neu hinzugekommen sind neben einem Vorwort, das sich bemerkenswert pointiert auf aktuelle Kontroversen in der Forschung einlässt, zwei Aufsätze des Herausgebers, von denen der eine die religiösen Implikationen des Romans »Weihnacht!« untersucht und der andere Mays Umgang mit dem Motiv des Engels und des Teufels in verschiedenen Texten, sowie ein Beitrag von Werner Thiede, der die »spirituell-prophetische Gesamtbotschaft« (S. 354) in Mays später Lyrik erläutert, und einer von Werner Höbsch, der in May einen geradezu modern anmutenden Impulsgeber für den interreligiösen Dialog sieht. Generell lässt sich feststellen, dass Mays Umgang mit dem Thema Religion in den jüngeren Darlegungen deutlich freundlicher beurteilt wird, als es in den alten Beiträgen zumindest gelegentlich geschieht. So wirkt Jürgen Wehnerts zehn Jahre alte Feststellung, das Verhalten des Helden »in den Abenteuerromanen bis zur Jahrhundertwende« schließe »einen ernsthaften religiösen Dialog aus« (S. 59) und May bewege sich da an

den »Grenzen der Intoleranz« (S. 60), wie ein vorweggenommener Einspruch gegen die neuen Thesen von Höbsch. Das Thema lässt sich offenbar bis auf Weiteres kontrovers diskutieren – gut so!

Eine bedeutende Rolle in den Auseinandersetzungen, die schon zu Mays Lebzeiten über die angemessene theologische Beurteilung seines Werkes ausbrachen, spielte die katholische ›Augsburger Postzeitung‹, in der bekanntlich auch Mays letzter Roman ›Winnetou, Band IV‹ erstmals veröffentlicht wurde. Ulrich Scheinhammer-Schmid hat, gemeinsam mit Jürgen Hillesheim, über diesen Komplex bereits vor wenigen Jahren eine Dokumentation in Buchform vorgelegt (vgl. Jb-KMG 2011, S. 281) und lässt ihr nun einen Aufsatz folgen, der die wichtigsten Befunde für ein vermutlich ganz anderes Publikum noch einmal zusammenfasst: für die Leser des Jahrbuchs, das von dem Verein für Augsburgs Bistumsgeschichte publiziert wird.²⁸ In dieser Arbeit wird besonders hervorgehoben, dass die Streitereien um May auch Teil einer größeren Kontroverse innerhalb der katholischen Theologie und Kirche sind, bei der es darum geht, welche Art von Literatur unter dezidiert katholischen Vorzeichen Anerkennung und Förderung verdient und wo die Grenzen der Toleranz liegen.

Die interreligiösen Dialoge in Mays Werk und die Akzeptanz, die darin die religiösen Überzeugungen der Gesprächspartner finden oder eben nicht finden, werden auch beachtet in einem weiteren Sammelband, der diese Themen allerdings in einen anderen, keineswegs nur religiös geprägten Zusammenhang rückt: den der ›Friedenswege‹ Mays.²⁹ Einige der in ›Himmel und Hölle‹ aktiven Autoren tauchen in diesem Buch wieder auf (Bartsch, Lorenz, Koch), und auch der Eindruck, dass May ein zwar insgesamt aus heutiger Sicht erfreuliches, aber keineswegs über jeden Zweifel erhabenes Bild bietet, bestätigt sich bei dieser Problematik: Der Herausgeber Holger Kuße teilt gleich auf der ersten Textseite mit, im Folgenden gehe es um die »besondere Wertschätzung des Pazifisten und Utopisten May«, aber es sei unbedingt zu bedenken, dass May »auch eine dunkle Seite (hat), geprägt von Feindbildern und negativen Völkerstereotypen« (S. 7); wenn von seinen Friedenswegen gesprochen wird, so zielt das also zum einen auf die Konzepte, die er insbesondere im Alter zu einem friedlichen Miteinander der Menschen und Völker entworfen hat, und zum anderen auf Mays eigene Entwicklung, die ihn erst nach und nach vom Primat einer dezidiert friedlich ausgerichteten Konfliktlösung überzeugte – der Weg zum Frieden ist demnach »ein Kampf gegen Vorurteile und Ausgrenzungen (...), aber auch des Autors gegen sich selber« (S. 33).

Der mit Sascha Schneiders Titelmotiv zu ›Und Friede auf Erden!‹ passend geschmückte Band enthält neben dem Vorwort nicht weniger als sechzehn verschiedene Beiträge, deren längster rund hundert Seiten umfasst. Es geht um die einschlägigen Elemente in Mays Texten, von den schon genannten interreligiösen Gesprächen (Svenja Bach) über Figuren als Friedensboten (Hagen Schäfer) bis zu den mehr oder weniger konkreten Friedensutopien in seinem Spätwerk (Eckehard Koch), um den Blick auf Mays Ideale im Vergleich zu den Friedensgedanken seiner historischen Epoche (Holger Kuße) und zur Ideologie ihrer historischen Romane (Thomas Kramer); es geht um die Rezeptionsgeschichte, bei der die Tätigkeit der beiden May-Museen in Sachsen (André Neubert, Interview mit René Wagner) ebenso thematisiert wird wie die Wirkung, die die Begegnung mit May-Texten bei Schülern unserer Zeit erzielt (Peter Wayand); ein Autor prüft Mays Darstellung jüdischer Figuren (Ludger Udolph), ein weiterer Mays Umgang mit dem Mahdi (Johannes Zeilinger) und ein dritter seine Schilderung der Auswanderung als, wie es im Titel heißt, ›Modell innerer und äußerer Befriedung‹ (Wilhelm Brauneder). Zwei Beiträge befassen sich mit Mays Wiener Rede (Holger Kuße/Eckehard Bartsch, Odette Bereska) – darunter ein kleines literarisches Werk, ein Miniaturdrama, das unter journalistischen Kritikern spielt (Bereska) –, einer spürt den Engeln in ›Und Friede auf Erden!‹ nach (Christoph F. Lorenz), und sogar Buffalo Bill alias William F. Cody taucht in einem Beitrag mit dem Titel ›Vermarktung als Friedensmanagement‹ auf (André Köhler). Man sieht, dass das Thema hinsichtlich des denkbar breitesten Spektrums ausgeleuchtet wird. In der Frage, wie Mays Engagement für den Frieden denn nun im Einzelnen zu beurteilen ist, überwiegen natürlich die positiven Akzente, aber letztlich hängt die Argumentation auch immer von dem jeweils ins Auge gefassten Thema und den elementaren Tendenzen im May-Bild des zuständigen Autors ab. Skeptischen bzw. relativierenden Äußerungen der schon zitierten Art stehen geradezu hymnische Bekundungen gegenüber: »Glaube, Hoffnung, Liebe – und Humanität, Bruderliebe und Frieden: Das war Karl Mays Programm« (S. 442). Mit derart konstruktiv-widersprüchlichen gedanklichen Konstellationen, aber auch mit der großen Sorgfalt und Umsicht, die fast alle diese Beiträge auszeichnet, erweist sich der Band als ein Werk, das unter noch einmal anderen Gesichtspunkten die in jüngster Zeit viel besprochene ›Modernität‹ Karl Mays eindrucksvoll belegt, ohne sich in oberflächlicher Zurichtung nur ganz und gar dem Zeitgeist anzudienen.

Leider findet sich an keiner Stelle eine systematische Auseinandersetzung mit jener Form der Kritik, bei der es May in den letzten Jahren – wie unsere Literaturberichte ausweisen – besonders schwer gehabt hat: mit der sogenannten Postcolonial Studies. In ihrer Wahrnehmung von Kolonialismus und Imperialismus erscheinen gerade die sich auf den ersten Blick gewaltlos und freundlich gerierenden kommunikativen Erfolge einer christlich-abendländisch geprägten »Leitkultur« (S. 288), wie sie von May propagiert werden, als etwas besonders Heimtückisches, da sie Abhängigkeiten und Machtverhältnisse geschickt verschleiern; unter diesen Prämissen können »lebenslange Freundschaften zwischen Menschen verschiedener Kulturkreise wie zwischen Winnetou und Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsis und Hadschi Halef« (S. 145) spätestens dann keineswegs mehr als sympathische Muster gelten, wenn sich Winnetou und Halef, die Vertreter der ›anderen‹ Kulturen, am Ende zum Christentum bekennen. Ein weiteres, nun aber sehr spezielles Monitum schließt an den obigen Hinweis an, in der Jubiläumsschrift des KMV werde bei den Quellennachweisen nicht optimal verfahren. Im vorliegenden Band findet sich die erstaunliche Information, die »eindeutig pazifistischen Bücher von May« seien den Bücherverbrennungen des Jahres 1933 zum Opfer gefallen, einem der düstersten Ereignisse in der Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts: »Bei der Bücherverbrennung war May dabei, und erst auf Führererlass wurde da einiges gestoppt« (S. 551) – wo ist das bezeugt, wie steht es konkret um die Details dieses Vorgangs?

Dass Karl May sich in die bedeutenden kulturgeschichtlichen Zusammenhänge seiner Zeit eingeschrieben und sie in begrenztem Maße mitgestaltet hat, wird auch außerhalb der Karl-May-Szene mehr und mehr anerkannt. Ein neuer Beleg dafür fand sich in einer Ausstellung mit dem Titel ›Weltenschöpfer – Richard Wagner. Max Klinger. Karl May‹, die 2013 im Museum der bildenden Künste in Leipzig zu sehen war – vielleicht sollte man besser sagen: zu erleben war, denn es gab nicht nur etwas anzuschauen und zu lesen, sondern auch Rauminstallationen und Arrangements, die die Besucher zu anderweitigen sinnlichen Wahrnehmungen und weiteren Aktivitäten herausforderten. Der opulente Katalog dazu³⁰ dokumentiert natürlich zum einen das vor Ort angebotene Material und enthält zum anderen einige Aufsätze, in denen Thema und Verfahren der Ausstellung erläutert werden. Was verbindet den Komponisten, den Maler und den Schriftsteller so sehr, dass ihre gemeinsame Präsentation lohnend erschien? Alle drei »sind unterwegs zwischen den mytholo-

gischen Welterklärungen und Glaubensbekenntnissen, die Kulturgut definieren und Werke formieren« (S. 12), und alle drei kreieren aus Traditionen und deren Versatzstücken eigene, höchst ambitionierte Welten, in denen z. B. Max Klinger Johannes, den Lieblingsjünger Jesu, mit Beethoven zusammenbringt (vgl. S. 14f.). Auch in vielen Einzelheiten zeigen sich intensive Verbindungen: Wagner und May sind der Überzeugung, »dass die oberste Aufgabe der modernen Kunst die Aussöhnung des Menschen mit der Religion und der Wissenschaft sei« (S. 51), während Wagner und Klinger »die Idee des Gesamtkunstwerks« (S. 48) teilen; alle drei wiederum lassen ihre Figuren gern »in Landschaftsräumen (agieren), die, wie der Wald oder das Hochgebirge, vom Zivilisationsprozess unberührt sind« (S. 51). Zahlreiche Bilder, bei denen im Falle Mays insbesondere auf Illustrationen von Claus Bergen zurückgegriffen wurde, belegen weitere motivische Annäherungen, z. B. bezüglich heroischer Körperlichkeit. Auch einige der Arbeiten, die Sascha Schneider für Mays Fehsenfeld-Bände angefertigt hat, werden integriert (vgl. S. 64ff.). Ein »Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft von 1912« (S. 37), das der Berichterstatter zu gern gesehen hätte, wird leider nur genannt, aber weder bibliographisch nachgewiesen noch abgebildet.

Während es in der Leipziger Ausstellung und ihrem Katalog vor allem um große historische Konstellationen geht, bietet der vierte Band der ›Karl-May-Welten‹³¹ – nach dem Werbetext des Einbands – »Unterhaltsames und Ergötzliches, aber auch Aufsehen erregende Funde aus allen Teilen des bunten Karl-May-Universums«. Als Aufsehen erregender Fund ist in erster Linie wohl ein »hier erstmals vorgestellte(s) beidseitig beschriebene(s) Blatt mit erzählerischen, musikalischen und lyrischen Entwürfen« (S. 12) einzustufen, das sich im Manuskript-Konvolut ›Die Pantoffelmühle‹ fand, also in die Zeit der frühesten literarischen Bemühungen Mays fällt; der Umstand, dass May viele Jahre später die darin enthaltene ›Ode an das Schwein‹, ein kurioses Scherzgedicht im Stotter-Modus, für den Roman ›Kong-Kheou, das Ehrenwort‹ verwendete, ist bemerkenswert für die Einschätzung seiner Arbeitsweise. Jürgen Wehnert berichtet über die frühen Veröffentlichungen des Münchmeyer-Verlags (1862–1874) und die Hindernisse, die einer systematischen Erforschung dieses Gegenstands entgegenstehen, und Christina Wehnert nimmt eine Gerichtsszene aus dem ›Verlorenen Sohn‹ textanalytisch unter die Lupe. Um Mays ›Prairiebrand‹-Beiträge für den ›Guten Kameraden‹ und damit verbundene Honorarfragen geht es in einem Aufsatz von Wilhelm Vinzenz und Jürgen Wehnert, um Quellen, die May für

›Durch die Wüste‹ und ›Im Reiche des silbernen Löwen II‹ benutzt hat, in zwei Aufsätzen von Rudi Schweikert. Hartmut Schmidt bewegt sich in der Umgebung Kairos auf Karl Mays Spuren, und Jürgen Seul berichtet darüber, dass Rudolf Lebius einen kleinen Schlüsselroman über Karl May unter dem Titel ›Karl März‹ verfasst hat, dafür aber kein Geld vom Karl-May-Verlag erhielt. Die übrigen Beiträge befassen sich mit verschiedenen Aspekten der Wirkungsgeschichte. Jan Koten schildert, wie verbreitet May-Bücher, -Filme und -Devotionalien in Tschechien waren, und macht sich um Mays dortiges »Weiterleben (...) keine Sorgen« (S. 119). Malte Ristau stellt Spielfiguren aus dem abenteuerlichen Kosmos Mays vor, und gleich mehrere Beiträge gelten den May-Filmen der 1960er-Jahre. Eine aus dem Jahr 1902 stammende kleine May-Parodie eines Autors, der unter dem Pseudonym Bob Byr schrieb, schließt sich an, betitelt ›Die weiße Katze‹, bevor Rezensionen zu Buchpublikationen aus den Jahren 2009–2011 den Textteil des Bandes abschließen. Es folgt noch eine kleine Sammlung bunter Bilder, die für die Spannbreite der behandelten Themen stehen: Das erste bietet den Umschlag der ›Feierstunden am deutschen Herd‹, einer Münchmeyer-Publikation von 1864, das letzte Pierre Brice auf einer Filmpostkarte.

Zu den erstaunlichsten Phänomenen im Umgang mit Karl May gehört schon seit einigen Jahrzehnten die Tendenz, alles zu dokumentieren, zu vermessen, zu zählen und statistisch zu erfassen, was an ihm, seinem Werk und seiner Wirkung mit solchen Mitteln greifbar ist. Dieser Strang der Forschung gedeiht nicht weniger üppig als der, der sich dem Interpretieren und Analysieren widmet. Wer will, kann über fünf dicke Bände hinweg verfolgen, was May an vielen einzelnen Tagen seines Lebens getan hat, aber auch nachlesen, wie sich sein Wortschatz im Lauf der Zeit verändert hat. Die noch vorhandenen Akten zu seiner Laufbahn als Schüler und Krimineller sind zu einem erheblichen Teil reproduziert worden, und was May wann wo veröffentlicht hat – zu seinen Lebzeiten und weit darüber hinaus – wurde bibliographisch mit größtmöglicher Genauigkeit ebenso erfasst wie die Illustrationen, die man seinen Publikationen beigegeben hat. Lexika informieren über die menschlichen wie über die tierischen Figuren in Mays Werk, über die realen Personen, mit denen er es zu tun hatte, und über Begriffe, die in Verbindung mit Leben, Werk und Wirkung von Belang sind. Stichwortverzeichnisse zu seinen populärsten Werken liegen schon seit langem vor. Kein noch so entlegener Schauplatz in einem der rund anderthalb Dutzend May-Filme entgeht der Entdeckung seiner realen geographischen Lage. Umfangreiche

Tabellen vermitteln Einsichten darüber, welches Produkt wann und wie mit Karl May beworben wurde. Dies ist vermutlich eine unvollständige Aufzählung.

Es fällt beinahe schwer, ein Thema zu finden, das noch nicht mit solchen Mitteln bearbeitet wurde, aber Bernhard Kosciuszko – der vor vielen Jahren das in drei Auflagen erschienene Lexikon zu Mays menschlichen Figuren veröffentlichte – und Helmut Lieblang haben es entdeckt und erfolgreich damit begonnen, die Lücke zu füllen: Die geographischen Dinge in Mays Werken wurden bisher noch nicht systematisch erfasst! Auf vier Bände ist ein neues ›Geografisches Lexikon zu Karl May‹ konzipiert; um Afrika, Asien/Ozeanien, Amerika und Europa soll es gehen, und der erste Band, der zu Afrika, liegt jetzt vor.³² Darin verzeichnet sind »alle von May zitierten Daten aus dem Bereich der physischen wie auch der Anthropogeografie«, ferner »möglichst alle Realien aus anderen Bereichen wie z. B. Ethnologie, Botanik und Sprachen (...), so sie denn im Zusammenhang mit einem bestimmten Toponym von May notiert wurden« (S. IX). Über nicht weniger als 368 Seiten hinweg kann man sich nun in Bezug auf sämtliche einschlägigen Begriffe informieren, von »Aatasch, Flußtal von« (S. 1) bis »Zwarten-Rivier-Thal« (S. 367f.).

Natürlich handelt es sich nicht nur um eine Auflistung von Vokabeln und ihren Fundorten. Mays geographische Informationen verdanken sich in der Regel einem mal eher intensiven, mal eher oberflächlichen Quellenstudium, und was er im Ergebnis vermittelt, gehört stets in den größeren Zusammenhang einer Handlung, einer Geschichte oder der Reflexion darüber. Die Autoren gehen auf all dies ein: Sie präsentieren die relevanten Teile des jeweiligen May'schen Textes, referieren den inhaltlichen Zusammenhang, ordnen die im Lemma erfassten Dinge historisch und räumlich ein und verweisen auf die Quellen; manchmal kommen Zitate aus Schriften des 19. Jahrhunderts hinzu, »die seine Notierungen zu einem bestimmten Ort ergänzen oder konterkarieren« (S. X). An einigen Stellen findet sich auch eine weiter reichende Kommentierung der Aspekte, die May anspricht, so dass die Lektüre zu einem allgemeinen Bildungserlebnis führen kann: »Ob im Altertum Afrika umfahren wurde, ist in der älteren wie auch neueren Forschung umstritten.« (S. 173) Dem Buch liegen Reproduktionen von zehn Karten aus dem 19. Jahrhundert bei, mit deren Hilfe der geneigte Leser sich selbst den Wegen der May'schen Helden – und, wenn man so will, ihres Autors – anschließen kann. Unbegrenzt erfolgreich wird er das freilich nicht tun, denn May schätzte auch den Wert jener Territorien, die damals noch nicht hinreichend erforscht und beschrie-

ben waren und als weißer Fleck auf den Landkarten auftauchten: »Das Unbekannte ist das Entfaltungsfeld der Fantasie. Das Spannungsfeld zwischen ›Weißem Fleck‹ und Reisebericht ist die Heimat des Dichters May, denn die Leere lädt ein zur Imagination« (S. VII).

Alles in allem: Hier liegt ein neues Großwerk der Forschung im oben beschriebenen Sinne vor, das auf einer ungeheuren Arbeitsleistung beruht und der künftigen Beschäftigung mit Karl May noch unschätzbare Dienste leisten wird. Wir warten auf die Fortsetzung.

Den ambitioniertesten und elementarsten Beitrag in der Vermessung des Gegenstandes Karl May leistet indessen die historisch-kritische Ausgabe, die ja nun buchstäblich alles erfassen und aufnehmen soll, was May zu Papier gebracht hat. Auch damit geht es weiter: Im Jahr 2013 sind ›Winnetou I‹³³ in zweiter, verbesserter Auflage und ›Winnetou III‹³⁴ erstmals erschienen, jeweils mit ausführlichen ›Editorischen Berichten‹.

- 1 100 Jahre Verlagsarbeit für Karl May und sein Werk 1913-2013. Hrsg. von Bernhard Schmid/Jürgen Seul. Bamberg/Radebeul 2013.
- 2 Ekkehard Bartsch: 100 Jahre Karl-May-Stiftung und Karl-May-Verlag. In: Der Beobachter an der Elbe. Nr. 20 (2013), S. 4-8.
- 3 Klaus Funke: Die Geistesbrüder. Roman einer Künstlerfreundschaft. Karl May und Sascha Schneider. Husum 2013.
- 4 Auf sehr fremden Pfaden. Phantastische Miniaturen aus Karl Mays Welt. Hrsg. von Thomas Le Blanc. Wetzlar 2013 (Phantastische Miniaturen, Bd. 4).
- 5 Jens Sparschuh: Im Kasten. Roman. Köln 2012.
- 6 Tobias Klein: »Ich habe das ewige Anschleichen satt!« Karl May (1842-1912) zum 100. Todestag. In: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge XXII (2012), Heft 3, S. 680-684.
- 7 Adolph Haslinger: PR in eigener Sache. Karl May in Linz. In: Adolph Haslinger: Künstler begegnen Österreich. Auf den Spuren berühmter Persönlichkeiten. Wien 2011, S. 71-78.
- 8 Dieter Rall: Mexikobilder in Karl Mays Reiseerzählungen. In: Deutsche in Lateinamerika. Hrsg. von Isabel Hernández/Oliver Lubrich. Berlin 2011 (Ibero-amerikanisches Jahrbuch für Germanistik 2010, 4. Jg.), S. 75-90.
- 9 Manfred Karnick: Zum Heldentypus der verdeckten Überlegenheit. Homer, Karl May und Friedrich Schiller. In: Wirkendes Wort. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre. 62. Jg. (2012), Heft 1, S. 27-38.
- 10 Ulf Abraham: Schreiben wie Karl May. In: Praxis Deutsch. Zeitschrift für den Deutschunterricht. 40. Jg. (2013), Heft 239, S. 22-27.
- 11 Martin Roussel: Geheimnis Deutschland. Der Erzähler Karl May und die Heimkehr der Literatur. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 87. Jg. (2013), Heft 1, S. 62-92.
- 12 Katharina Grabbe: Gemeinschaften Roter Männer: Dakotas, Delawaren und DDR-Bürger. ›Der Indianer‹ als Figur eines deutschen Imaginären. In: Das Imaginäre der Nation. Zur Persistenz einer politischen Kategorie in Literatur und Film. Hrsg. von Katharina Grabbe/Sigrid G. Köhler/Martina Wagner-Egelhaaf. Bielefeld 2012, S. 163-188.

- 13 Elisabeth Kampmann: Der Kanonisierungsprozess in den Dimensionen Dauer und Reichweite. Ein Beschreibungsmodell mit einem Beispiel aus dem Wilden Westen. In: Kanon, Wertung und Vermittlung. Literatur in der Wissensgesellschaft. Hrsg. von Matthias Beilein/Claudia Stockinger/Simone Winko. Berlin/Boston 2012, S. 93-106.
- 14 Christiane Wiesenfeldt: Ein ›Ave Maria‹ für Winnetou. Karl May komponiert für den Wilden Westen. In: Die Musikforschung, 66. Jg. (2013), Heft 1, S. 12-24.
- 15 Pierre Bayard: Wie man über Orte spricht, an denen man nicht gewesen ist. München 2013.
- 16 Nora Hannah Kessler: Dem Spurenlesen auf der Spur. Theorie, Interpretation, Motiv. Würzburg 2012 (Film – Medien – Diskurs Bd. 39).
- 17 Jörg Füllgrabe: Hinauf zum Edelmenschen – Das Phänomen ›Winnetou‹ und seine Präsenz vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. In: Literatur am Rand. Perspektiven der Trivalliteratur vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert. Hrsg. von Eva Parramembrives/Albrecht Classen. Tübingen 2013 (Popular Fiction Studies Vol. 1), S. 127-140.
- 18 Albrecht Götz von Olenhusen: In den Schluchten der Verträge – Karl May und seine Verleger 1888-1912. In: Ufita. Archiv für Urheber- und Medienrecht (2013), II, S. 429-460.
- 19 Karl May's Gesammelte Werke und Briefe Bd. 94: Briefwechsel mit Joseph Kürschner. Mit Briefen von und an Wilhelm Spemann u. a. Hrsg. von Hartmut Vollmer/Hans-Dieter Steinmetz/Wolfgang Hainsch. 1.-3. Tsd. Bamberg/Radebeul 2013.
- 20 Helmut Schmiedt: Karl May. Moc fantázia. Biografia. Bratislava 2013.
- 21 Le Rocambole. Bulletin des Amis du Roman populaire. Nouvelle série, N° 63 (2013).
- 22 Claudia Lercher: Hey, Jack! Wo steckst du? Der Über=Maler Hans Wollschläger und seine Übersetzungskonzeption. Innsbruck/Wien/Bozen 2013 (Angewandte Literaturwissenschaft Bd. 17).
- 23 Jürgen Seul: Karl Mays Zivilprozesse und Honorare. Die Aufstiegsjahre 1887-1891. Juristische Schriftenreihe der Karl-May-Gesellschaft Bd. 5. Husum 2013.
- 24 Jürgen Seul: Das Strafverfahren Karl May versus Emil Horn. Karl Mays Prozess gegen den ›Hohenstein-Ernstthaler Anzeiger‹. Juristische Schriftenreihe der Karl-May-Gesellschaft Bd. 1. Husum 2013.
- 25 Karl-May-Haus Information. Hrsg. vom Karl-May-Haus Hohenstein-Ernstthal/IG Karl-May-Haus e. V., Heft 28 (2013).
- 26 Kai Kramosta: Die Entwicklung der Figuren Winnetou und Old Shatterhand in Karl Mays Abenteuern. Paderborn 2012.
- 27 Zwischen Himmel und Hölle. Karl May und die Religion. Hrsg. von Christoph F. Lorenz. Zweite überarb. u. erw. Auflage Bamberg/Radebeul 2013.
- 28 Ulrich Scheinhammer-Schmid: »...von zahlreichen katholischen Würdenträgern warm empfohlen«. Karl May, der Literaturstreit und die »Augsburger Postzeitung«. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte, 47. Jg. (2013), S. 521-551.
- 29 Karl Mays Friedenswege. Sein Werk zwischen Völkerstereotyp und Pazifismus. Hrsg. von Holger Kuße. Bamberg/Radebeul 2013.
- 30 Richard Wagner. Max Klinger. Karl May. Weltenschöpfer. Hrsg. von Hans-Werner Schmidt. Ostfildern 2013.
- 31 Karl-May-Welten IV. Hrsg. von Michael Petzel/Jürgen Wehnert. Bamberg/Radebeul 2013.
- 32 Helmut Lieblang/Bernhard Kosciuszko: Geografisches Lexikon zu Karl May. Bd. 1: Afrika. Husum 2013.
- 33 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. IV Bd. 12: Winnetou. Erster Band. Hrsg. von Joachim Biermann/Ulrich Scheinhammer-Schmid. Bamberg/Radebeul 2013.
- 34 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. IV Bd. 14: Winnetou. Dritter Band. Hrsg. von Joachim Biermann/Ulrich Scheinhammer-Schmid. Bamberg/Radebeul 2013.